

Universitäten im östlichen Mitteleuropa

Völker, Staaten und Kulturen in Ostmitteleuropa

Im Auftrag des

Johann Gottfried Herder-Forschungsrats

herausgegeben von

Dietmar Willoweit und Klaus Roth

Band 3

Universitäten im östlichen Mitteleuropa

Zwischen Kirche, Staat und Nation –
Sozialgeschichtliche
und politische Entwicklungen

Herausgegeben
von
Peter Wörster
unter Mitarbeit von Dorothee M. Goeze

**Gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2008 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: <http://www.oldenbourg.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).

Satz: Tomislav Helebrant

Druck und Bindung: Druckhaus „Thomas Müntzer“, Bad Langensalza

ISBN 978-3-486-58494-3

Gewidmet

Herrn Professor Dr. Dr. h.c. Ferdinand Seibt,

**Ordinarius für Mittelalterliche Geschichte
an der Ruhr-Universität Bochum und
Vorsitzender des Collegium Carolinum München**

Inhalt

Vorwort	9
Zur Einführung	11
<i>Ferdinand Seibt</i> † Zum Problem der Universitätsgeschichte in Mitteleuropa	19
<i>Klaus Meyer</i> Die „Gründungswelle“ der Universitäten in Russland und die Gründung der Universität Dorpat	37
<i>Sirje Tamul</i> Studienstiftungen an der Kaiserlichen Universität Dorpat (1802–1918)	49
<i>Csaba János Kenéz</i> Bildungszentren neuer Staatsvölker nach dem Ersten Weltkrieg – das Beispiel Dorpat	75
<i>Herbert Langer</i> Die pommersche Landesuniversität Greifswald und das schwedische Reichsinteresse (1630–1720)	85
<i>Iselin Gundermann</i> Brandenburg-preußische Universitätsgründungen	105
<i>Helmut Neubach</i> Statt einer Universität nur eine Königliche Akademie in Posen (1903–1918)	127
<i>Henryk Gmiterek</i> Die „Academia Zamojska“ in Zamość (1594–1784)	145
<i>Franz Machilek</i> Kirche und Universität im Spätmittelalter: die Gründungen Prag und Erfurt	165
<i>Helmut Slapnicka</i> † Die Rechtsstellung der Universitäten im alten Österreich von den Reformen Leo Thuns bis zum Ende der Monarchie	195

Emanuel Turczynski †

Czernowitz, eine vom Bildungsbürgertum errungene Universität
im Dienst staatlicher Bildungs- und Wissenschaftsförderung 209

Rudolf M. Wlaschek

Die Universität und die Juden.
Das Beispiel Prag im 19. und 20. Jahrhundert 227

László Szőgi

Die Universitäten in Ungarn.
Gründungswellen vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert 235

Máté Tamáska

Die ungarische Peregrination an die Universität Wittenberg während
des 16. Jahrhunderts. Eine historisch-soziologische Untersuchung 269

Personenregister 295

Vorwort

Im Jahre 1999 veranstalteten der Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat und das Herder-Institut (Marburg) eine gemeinsame Fachtagung zu dem Thema „Universitäten zwischen Kirche, Staat und Nation. Sozialgeschichte und politische Entwicklungen im ostmitteleuropäischen Raum“. Die Idee dazu ging von Ferdinand Seibt aus; Konzeption und Organisation lagen zum einen im Auftrage des Forschungsrats in seiner Hand, zum anderen im Auftrage des Herder-Instituts in der Hand des Herausgebers des vorliegenden Bandes.

Die Diskussionen ergaben, dass zur thematischen Abrundung weitere Gesichtspunkte hinzugenommen werden müssen. So wurden nicht nur die Referenten gebeten, ihre Vorträge als Aufsätze für den Tagungsband zu liefern, sondern es wurden auch Autoren um Mitarbeit gebeten, die an der Konferenz selbst nicht teilgenommen hatten. So kamen Sirje Tamul aus Estland, Henryk Gmiterek aus Polen sowie László Szógi und Máté Tamáska, beide aus Ungarn, hinzu. Einige Kollegen haben ihre Beiträge dem Tagungsband nicht zur Verfügung gestellt, andere hinderte der Tod, ihre zugesagte Ausarbeitung einzureichen.

Es ist selbstverständlich, dass alle Autoren ihre Beiträge inhaltlich und in gewisser Hinsicht auch formal in eigener Verantwortung geschrieben haben. Die Herausgeber haben die äußere Form nur sehr behutsam angeglichen, um die individuelle Darstellungsweise der Verfasser zu wahren. Wir danken Frau Dr. Gabriele Kempf für die Übersetzung des Beitrages von Henryk Gmiterek aus dem Polnischen ins Deutsche, Frau Susanne Grotzer M.A. und Frau Friederike Priebe M.A. für redaktionelle Mithilfe. Herrn Dr. Hugo Weczerka danken wir insbesondere für die Durchsicht des Beitrages von Emanuel Turczynski.

Die Verzögerung bei der Herausgabe des Bandes erfordert den Hinweis, dass in den Artikeln neueste Forschungsbeiträge nicht mehr aufgenommen werden konnten. Gleichwohl markieren die Konferenz und der vorliegende Band den Beginn einer neuen Beschäftigung mit der Universitätsgeschichte im östlichen Europa, wobei der Gesichtspunkt des Vergleichs verschiedener Epochen und Länder den Vorteil dieses Bandes ausmachen.

Der Ertrag der Tagung und die thematische Vielfalt der eingesandten Beiträge haben einen bedeutenden Erkenntnisfortschritt zum Thema Universitätsgeschichte im östlichen Mitteleuropa vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert gebracht, den wir hiermit der Öffentlichkeit zur Diskussion stellen. Dabei besteht wie immer in solchen Fällen die Hoffnung, dass von diesem Band in Zustimmung oder Kritik Impulse für die weitere universitätsgeschichtlichen Forschungen und für die Einbeziehung des östlichen Mitteleuropa in diese Forschungen ausgehen mögen.

Von den Autoren der vorliegenden Beiträge sind Emanuel Turczynski (1919–2002), Ferdinand Seibt (1927–2003) und Helmut Slapnicka (1916–2006) verstorben. Wir gedenken ihrer in großer Dankbarkeit.

Marburg/Lahn, im Frühjahr 2006

Der Herausgeber

Zur Einführung

Peter Wörster (Marburg/Lahn)

Universitäten, Hohe Schulen, Akademien haben als oberste Zentren der Bildung und der Wissenschaften vom Mittelalter bis heute seit jeher sowohl regional spezialisierte Landeshistoriker wie auch allgemein orientierte Kulturwissenschaftler fasziniert, lassen sich doch an ihnen zahlreiche sozial- und bildungsgeschichtliche Entwicklungen in ihrem Werden und Sich-Verändern erkennen. Studien zu Themen der Universitätsgeschichte erhellen Zusammenhänge in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, zeigen Wege und Wanderungen von Gelehrten und Studenten und, mit diesen verbunden, von Ideen, geistigen Fähigkeiten und Orientierungen.¹

Die Dauerhaftigkeit der Institution „Universität“ könnte eine fragwürdige Kontinuität vortäuschen. Die Gründungswellen von europäischen Universitäten waren sehr verschieden motiviert. Entsprechend heterogen ist die historische Funktion der Universität in den verschiedenen Epochen. Als ursprünglich vorrangig von der Kirche geprägte Institution hatte sie daher auch in der Frühen Neuzeit noch weitgehend Rechtgläubigkeit (im jeweiligen konfessionellen Sinne) zu gewährleisten, andererseits aber auch den Bedürfnissen des sich mehr und mehr säkularisierenden Fürstenstaates zu dienen. Ein grundlegender Wandel bahnte sich mit der Aufklärung an. Die Universität trat im Zeichen einer neuen Autonomie der Wissenschaften in eine gleichfalls neuartige Beziehung zum Staat, der sie dann doch mit seinen nationalstaatlichen Bedürfnissen zu überwältigen schien. Gerade dagegen entwickelte die Universität aber schon seit dem späten 19. Jahrhundert und im Laufe des 20. Jahrhunderts auch immer wieder Gegenkräfte, die in eine neue Internationalität einmündeten.

Universitätsgeschichtliche Arbeiten dürfen somit zu Recht auf lebhaftes Interesse stoßen und tun dies schon seit langem. Die allgemeinen universitätsgeschichtlichen Studien haben in den letzten beiden Jahrzehnten einen beträchtlichen Auftrieb erhalten.² Das gilt einmal für die Grundlagenarbeit³, aber auch

¹ Vgl. die neuere allgemeine Übersicht von THOMAS ELLWEIN: Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 2. verbesserte und ergänzte Aufl. 1992, Lizenzausgabe Wiesbaden 1997. Besonders seien die Hinweise auf ältere und neuere Literatur (S. 340–362) und eine Übersicht über die Hochschulen im deutschsprachigen Raum nach der Chronologie ihrer Gründungsdaten von Prag 1348 bis Witten-Herdecke 1983 (S. 321–331) erwähnt.

² Hier sei auf zwei bemerkenswerte Studien aus den letzten Jahren hingewiesen – die eine über eine westmitteleuropäische, die andere über eine osteuropäische Universität: HENRIKE L. CLOTZ: Hochschule für Holland. Die Universität [Leiden] im Spannungsverhältnis zwischen Provinz, Stadt und Kirche. 1575–1619. Stuttgart 1998 (Contubernium, Bd. 48). – GUIDO

für übergreifende systematische Forschungen. Als ein Beispiel für die systematische Erforschung der Anfänge deutscher Universitäten im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit – zum Teil auch aus dem hier interessierenden geographischen Bereich (Prag, Greifswald, Rostock) – können die entsprechenden Studien von Roderich Schmidt (Marburg/Lahn) gelten, die in einem Band vereinigt vorgelegt wurden.⁴ Schmidt fasst den Begriff der „Anfänge“ weit: „Er umschließt die Gründung durch Landesherren und Stadtoberkeiten, die vorbereitenden Schritte und Maßnahmen, die rechtliche und finanzielle Absicherung, die Privilegierung durch Kaiser und Papst, die Überlieferung der Stiftungs- und Bestätigungsurkunden, die Mitwirkung kirchlicher Instanzen, die wirtschaftliche Versorgung, die Organisation, den Lehrkörper und die Studenten sowie die Beziehung zu anderen Hochschulen. Daraus ergeben sich auch Hinweise auf die Motive und Intentionen der Stifter [...]“.⁵ Ein weiteres Beispiel für die übergreifende systematische Erforschung der Universitätsgeschichte stellen die Bemühungen von Notker Hammerstein (Frankfurt am Main) und Peter Baumgart (Würzburg) dar; hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die von beiden schon 1976 in der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel organisierte Tagung „Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit“, der 1978 der entsprechende Sammelband folgte.⁶ Hierin werden teils in regional angelegten Betrachtungen⁷, teils in zeitlichen Querschnitten nach den Kulturepochen⁸ Schneisen in die große Vielfalt der Erscheinungen der Universitätsgeschichte geschlagen. Die Beiträge stellen dabei zumeist zwei Universitätsorte, die teilweise parallele, teilweise aber auch entgegengesetzte Entwicklungen genommen haben, nebeneinander. Der von Baumgart und Hammerstein bei der Tagung 1976 gewählte Ansatz ermöglichte es erstmalig, die – mehr oder weniger unabhängig voneinander – für jede Universität betriebenen Forschungen in größere Zusammenhänge der kulturgeschichtlichen Entwicklung zu stellen. Sie bieten so die Möglichkeit horizontaler Vergleiche, die freilich auf solider vertikaler Erforschung der Geschichte einer jeden in Betracht gezogenen

HAUSMANN: Universität und städtische Gesellschaft in Odessa 1865–1917. Stuttgart 1998 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 49).

³ Etwa für die Edition einer Matrikel, eines Catalogus professorum, grundlegend wichtiger Urkunden, einiger Fakultätsakten und für die Erarbeitung systematischer Darstellungen zur Geschichte der Universität u. a. mehr.

⁴ RODERICH SCHMIDT: *Fundatio et confirmatio universitatis. Von den Anfängen deutscher Universitäten*. Goldbach [bei Aschaffenburg] 1998 (Bibliotheca eruditorum, Bd. 13).

⁵ Vgl. ebenda, S. VII.

⁶ *Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit*, hrsg. von PETER BAUMGART und NOTKER HAMMERSTEIN. Nendeln/Liechtenstein 1978 (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 4).

⁷ Etwa: „Universitätsgründungen im norddeutschen Hanseraum“ oder „Hochschulgründungen von evangelischen freien Reichsstädten“.

⁸ Etwa „Universitätsgründungen im Vorfeld der Reformation“, „im konfessionellen Zeitalter“, „im Zeichen der Aufklärung“, „im Zeichen von Neuhumanismus und Idealismus“.

Universität aufbauen müssen. Dabei wird jede Universität jeweils nur im Zusammenhang eines Zeitalters, praktisch also in einem Ausschnitt, berücksichtigt.

In den universitätsgeschichtlichen Studien der beiden letzten Jahrzehnte sind die Universitäten im östlichen Mitteleuropa nicht oder doch nur sehr am Rande berücksichtigt worden.⁹ Dies ist unter vielen Gesichtspunkten zu bedauern, da diese Region einen integralen Bestandteil der europäischen Geschichte bildet und in ganz besonderer Weise mit der Kulturgeschichte der deutschen Territorien mittelbar oder unmittelbar verbunden ist, in einigen Fällen auch ganz einfach zu ihr gehört. Einer dieser Gesichtspunkte bezieht sich insbesondere auf die Tatsache, dass es über viele Universitäten im östlichen Mitteleuropa umfangreiche Untersuchungen von Einzelfragen und auch Gesamtdarstellungen sogar aus jüngerer Zeit gibt. Ergaben sich diese Arbeiten nicht ohnehin aus den individuellen Interessen einzelner, mit der einen oder anderen Universität besonders verbundener Forscher, so verdankten sie recht oft Universitätsjubiläen ihre Entstehung oder Vollendung. Das bedeutet, dass sie kaum aus allgemeiner, systematischer, an Epochen der Universitäts- und Kulturgeschichte orientierter Fragestellung erwachsen. Diese Veröffentlichungen blieben – mit geringen Ausnahmen – im Rahmen der oben erwähnten *vertikalen* Betrachtung einer Universität.¹⁰ *Horizontale* Betrachtungen in Analogie zum Ansatz Baumgarts und Hammersteins von 1976 liegen für das östliche Mitteleuropa – mit gewisser Ausnahme des baltischen Raumes – noch nicht vor. So bleiben auch manche moderne Fragestellungen ohne Antworten aus diesem Bereich, oft auch einfach deshalb, weil sie aus Gründen entweder der Archivüberlieferung oder der in manchen Fällen zur Verfügung stehenden ostsprachlichen Quellen oder ost-

⁹ Im Band von Baumgart und Hammerstein sind beispielsweise die Universitäten Rostock und Greifswald, Frankfurt/Oder und Wittenberg, Straßburg und Altdorf, Würzburg und Helmstedt, Zürich, Bern, Lausanne und Genf und Berlin berücksichtigt. Vgl. auch die posthum erschienene Aufsatzsammlung „Wissen und Widerstand. Geschichte der deutschen Universität“ von HARTMUT BOOCKMANN, mit einem Nachwort von WOLF JOBST SIEDLER, Berlin 1999, der neben einem für unser Arbeitsgebiet einschlägigen „vertikalen“ Gesichtspunkt („Die Universität Prag“, S. 74–91) in vorbildlicher Weise einer Vielzahl von „horizontalen“, vergleichenden Aspekten nachgeht. In dem Sammelband „Zwischen Autonomie und Anpassung. Universitäten in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts“, hrsg. von JOHN CONELLY und MICHAEL GRÜTTNER, Paderborn u. a. 2003, werden auch die Verhältnisse in Polen, in der Tschechoslowakei und in der Sowjetunion berücksichtigt.

¹⁰ Als Beispiele seien hier aus den beiden zurückliegenden Jahrzehnten Dorpat, Wilna, Königsberg, Prag und Czernowitz erwähnt. Zu Dorpat vgl. VERENA STADLER-LABHART: Zürich und Tartu/Dorpat: Beziehungen zwischen Universitäten. Zürich 1998. Die besondere Situation in Prag beleuchtet der Band: Universitäten in nationaler Konkurrenz. Zur Geschichte der Prager Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von Hans Lemberg. München 2003 (Veröffentlichung des Collegium Carolinum, Bd. 86). Königsberg wurden aus Anlass der Universitätsgründung vor 450 Jahren 1994 und 1995 mehrere Monographien, Sammelbände, Einzelstudien und Ausstellungen gewidmet (vgl. vor allem: KASIMIR LAWRYNOWICZ: Albertina. Zur Geschichte der Albertus-Universität zu Königsberg in Preußen, hrsg. von DIETRICH RAUSCHNING. Berlin 1999 [Abhandlungen des Göttinger Arbeitskreises 13]). Dem 650. Jahrestag der Karls-Universität war im April 1998 in Prag ein Symposium gewidmet, das zu einem großen Teil die Geschichte der Universität Prag umfasst. Diese Aufzählung ließe sich fortsetzen.

sprachlichen wissenschaftlichen Arbeiten einfach nicht in den Diskurs der allgemeinen universitätsgeschichtlichen Forschungen einbezogen wurden.

Berücksichtigung fanden einige Universitäten im östlichen Mitteleuropa bei verschiedenen Gelegenheiten: Im WS 1962/63 veranstaltete die Senatskommission für das Deutschtum im Osten an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn eine Vortragsreihe unter dem Titel *Deutsche Universitäten und Hochschulen im Osten*. 1964 wurden die Vorträge, in einem Sammelband unter dem gleichen Titel vereinigt, veröffentlicht.¹¹ Walther Hubatsch beschäftigt sich darin mit der Albertus-Universität zu Königsberg und ihrer Stellung in der deutschen Geistesgeschichte 1544–1944, Bernhard Stasiewski mit der geistesgeschichtlichen Bedeutung der Katholischen Akademie Braunsberg 1568–1945, Reinhard Wittram mit der Universität Dorpat im 19. Jh., Ludwig Petry mit dem Geistesleben des Ostens im Spiegel der Breslauer Universitätsgeschichte und Erich Keyser mit der Aufgabe und Leistung der Technischen Hochschule Danzig (1904–1945). In diesen Beiträgen werden die betreffenden Universitäten und Hochschulen – jede für sich – gleichsam handbuchartig dargestellt, nicht im Sinne einer universitätsgeschichtlichen Fragestellung untersucht. Die im alten Österreich gelegenen deutschen Universitäten und Hochschulen (z. B. Prag, Czernowitz) blieben ebenso wie das Herder-Institut zu Riga, die deutsche Hochschule in Lettland, unberücksichtigt.

1973 erschien von Ferdinand Seibt der gerade für unseren Zusammenhang grundlegend wichtige Aufsatz „Von Prag bis Rostock. Zur Gründung der Universitäten in Mitteleuropa“.¹² Darin geht Seibt dem „Zusammenhang zwischen Universität und Gesellschaft“ nach und analysiert verschiedene „Gründungswellen“ europäischer und speziell deutscher Universitäten und erkennt eine Gründungswelle besonderer Ausprägung in der 1348 bzw. 1360 von Prag ausgehenden und bis Rostock 1419 reichenden. Es geht ihm „um die Erkenntnis von Zusammenhängen: tatsächlich trägt die Prager Gründung ja doch bekanntlich die Institution der europäischen Universität in einen neuen Raum, nach

¹¹ WALTHER HUBATSCH, BERNHARD STASIEWSKI, REINHARD WITTRAM, LUDWIG PETRY und ERICH KEYSER: *Deutsche Universitäten und Hochschulen im Osten*. Köln, Opladen 1964 (Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Bd. 30). An dieser Stelle sei kurz erwähnt, dass der *Mitteldeutsche Kulturrat* (Bonn) Ende der fünfziger/Anfang der sechziger Jahre eine Buchreihe *Mitteldeutsche Hochschulen* herausgegeben hat, die sieben Bände umfasste und in der Fachleute in monographischer Form über Universitäten in Berlin, Leipzig, Rostock, Greifswald, Halle-Wittenberg und Jena sowie die Bergakademie in Freiberg schrieben. Nur bibliographischer Abrundung wegen sei an den Band erinnert: *Die Universitäten in Mittel- und Ostdeutschland*. Bremen [1961]. Bremer Beiträge II, die auf eine Vortragsreihe von Radio Bremen Anfang 1961 zurückging. In populärwissenschaftlicher Form schreiben neun namhafte Autoren, u. a. Herbert Helbig (Leipzig), Willy Andreas (Rostock u. Greifswald), Ernst Wolf (Halle-Wittenberg), Hans Rothfels (Königsberg), Erich Maschke (Jena), Hans Wenke (Berlin), Hermann Aubin (Breslau).

¹² FERDINAND SEIBT: Von Prag bis Rostock. Zur Gründung der Universitäten in Mitteleuropa. In: Festschrift für WALTER SCHLESINGER, hrsg. von HELMUT BEUMANN, Bd. 1. Köln, Wien 1973, S. 406–426.

Mitteleuropa und [...] [es] folgte ihr hier eine Reihe von Nachahmungen in relativ rascher Folge, eine neue Gründungswelle, in Krakau, Wien, Fünfkirchen, Heidelberg, Kulm, Köln, Erfurt, Altofen, Würzburg, Leipzig und Rostock“.¹³ Innerhalb dieser Gründungswelle erklärt er die Gründungen von Prag (1360), Krakau (1364), Wien (1365) und Fünfkirchen (1367) aus dem „Zusammenhang mit einem denkwürdigen Aufstieg der ostmitteleuropäischen Staatenwelt, Polens, Böhmens und Ungarns, dem sich die Habsburger anzuschließen versuchten [...]“.¹⁴ So wird die Gründung von Universitäten in große Entwicklungslinien europäischer Politik eingeordnet.

1981 widmete die Baltische Historische Kommission ihr zweites Internationales Marburger Symposium der Geschichte der in den baltischen Ländern liegenden Universitäten Dorpat/Tartu (diese bildet den Schwerpunkt), Riga und Wilna/Vilnius in der Zeit 1579–1799. Der Akzent lag auf der Geschichte jeder einzelnen Universität und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost. 1987 erschienen die Beiträge des Symposiums und einige zusätzlich eingeworbene ergänzende Aufsätze im Druck.¹⁵ Insgesamt handelt es sich um einen Sammelband, dessen Studien die einzelnen Universitäten, die in verschiedenen Zeitperioden vorherrschenden bildungsgeschichtlichen Gegebenheiten und die hochschulpolitischen Bemühungen und sogar das studentische Leben vielseitig analysieren und darstellen. Auch den nichtdeutschen Perioden und Aspekten der jeweiligen Universitätsgeschichten wurde Aufmerksamkeit gewidmet. Die in diesem Band vereinten Beiträge werden (zusammengenommen) in beträchtlichem Maße den oben näher bezeichneten *horizontalen* und *vertikalen* Ansätzen universitätsgeschichtlicher Forschungen gerecht – mit Beschränkung auf das Arbeitsgebiet der Baltischen Historischen Kommission.

Nach der Fachtagung von Herder-Forschungsrat und Herder-Institut 1999 widmete Marie-Luise Bott im Jahre 2001 den Bd. 4 des „Jahrbuchs für Universitätsgeschichte“ dem Thema „Universitätsgeschichte in Osteuropa“.¹⁶ Dabei stehen Fragen russischer Universitäten im Vordergrund (acht der 18 Beiträge), es folgen die polnischen mit drei, die ungarischen und rumänischen mit je zwei

¹³ Ebenda, S. 408.

¹⁴ Ebenda, S. 409.

¹⁵ Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1799. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS u. a. Köln, Wien 1987 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Bd. 9).

¹⁶ Jahrbuch für Universitätsgeschichte, hrsg. von RÜDIGER VOM BRUCH, Themenschwerpunkt Universitätsgeschichte in Osteuropa: Bd. 4 (2001), hrsg. von MARIE-LUISE BOTT. Problematisch erscheint im vorliegenden Falle die terminologische Ungenauigkeit des Begriffs „Osteuropa“: Sicher sind Böhmen, Polen, Ungarn, Livland nicht „Osteuropa“, jedenfalls haben sich diese Regionen in Geschichte und Gegenwart nicht zu „Osteuropa“ gehörig verstanden. In den verschiedenen Bänden des „Jahrbuchs“ finden sich auch außerhalb des speziell dem europäischen Osten gewidmeten Bandes von 2001 Beiträge zur Universitätsgeschichte Ostmitteleuropas, vgl. etwa PETER LUNDGREEN: Die Universität Lemberg und ihre Historiker (1784–1914). Eine vergleichende Perspektive zur deutschen und österreichischen Entwicklung. In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte, Bd. 8 (2005).

Beiträgen, Prag mit einem und Berlin ebenfalls mit einem Beitrag.¹⁷ Wie bei anderen ähnlichen Vorhaben – auch dem unsrigen – gibt es auch im „Jahrbuch“ ein Spannungsverhältnis zwischen *horizontalen* und *vertikalen* Ansätzen universitätsgeschichtlicher Forschungen: einerseits bemühte sich die Herausgeberin „nach Möglichkeit, Beiträge zu allen wichtigen Universitätszentren Osteuropas“ einzuwerben¹⁸, andererseits mangelt es an universitäten- und länderübergreifenden vergleichenden Studien. So zeigen diese Ausgabe des Jahrbuchs wie auch unser eigener Tagungsband die Möglichkeiten und Notwendigkeiten für weitere Forschungen.

In der Kenntnis, dass die Universitätsgeschichte des östlichen Mitteleuropa nur unzureichend in den allgemeinen Diskurs universitätsgeschichtlicher Forschungen integriert ist, und in der Überzeugung, dass ältere Ansätze aus den sechziger und achtziger Jahren aufgegriffen und weitergeführt werden müssen, betrachten es Herder-Forschungsrat und Herder-Institut als ihre besondere Aufgabe, Forscher aus den eigenen Reihen, aber auch andere aus dem In- und Ausland, vor allem aus dem östlichen Mitteleuropa selbst, zusammenzuführen und die Universitäten ihres geographisch definierten Arbeitsgebietes wieder in die allgemeine universitätsgeschichtlichen Forschungen zu integrieren. Dies kann natürlich nur anhand ausgewählter Teilbereiche geschehen, wobei nicht alle Universitäten und auch nicht alle Epochen der Kulturgeschichte berücksichtigt, schon gar nicht gleichgewichtig berücksichtigt werden können. Dabei sollen die Universitäten in dem zu verschiedenen Zeiten verschieden intensiv wahrnehmbaren Spannungsfeld von Kirche, Staat und Nation betrachtet werden, die alle drei in jeweils wechselnden Zusammenhängen, einzeln oder im Verbund, die Forschung und Lehre an den Universitäten z. T. erst ermöglichten, förderten und begünstigten, die aber jede – zu bestimmter Zeit – Forschung und Lehre auch einzuengen, zu behindern, ja auch zu unterdrücken vermochten. Die Geschichte der Universitäten im östlichen Mitteleuropa soll so in verschiedene Zusammenhänge eingebettet und auch der allgemeinen historischen und speziell universitätsgeschichtlichen Forschung nahegebracht werden. Die Beiträge sollen epochen- bzw. länderübergreifende systematische Vergleiche ermöglichen und so aus isolierter Betrachtung herausführen.

Folgende Fragestellungen werden im vorliegenden Band angesprochen bzw. sollten in weiteren Forschungen behandelt werden:

¹⁷ Der Beitrag von TRUDE MAURER: National oder supranational? Prag und Czernowitz: Zwei deutsche Universitäten in Ostmitteleuropa (1875/1882–1914). In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung, Jg. 49 (2000), S. 341–382, war ursprünglich für das „Jahrbuch für Universitätsgeschichte“ 2001 vorgesehen, musste dann aber nach Angabe der Herausgeberin „aus Gründen des Umfangs“ herausgenommen und in der Zeitschrift des Herder-Instituts veröffentlicht werden. Er behandelt Grundfragen der Universität Czernowitz und erweitert damit die Thematik Czernowitz, die Emanuel Turczynski im vorliegenden Tagungsband aufgreift.

¹⁸ Jahrbuch (wie Anm. 16), S. 7.

- „Gründungswellen“ von den Anfängen im Mittelalter bis in unsere Gegenwart hinein, soweit sich dies aus der spezifischen Universitäts- oder Landesgeschichte ergibt.
- Veränderungen der inneren Ordnung und der Rechtsstellung nach außen; Aufkommen neuer Typen von Hochschulen.
- Betrachtung der Universitätsgeschichte über einen langen Zeitraum hinweg, vom Mittelalter bis in die Gegenwart, um so mögliche Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten, Brüche und Umbrüche, erkennen zu können.
- Kirche, Staat und Nation in den Gründungsphasen und bei der Ausstattung der Universitäten, Ermöglichung und Befruchtung von Forschung und Lehre, Erwartungen an die Universitäten; Frage, wie Kirche, Staat und Nation Forschung und Lehre zu anderen Zeiten einzeln, im Verbund oder auch im Kampf gegeneinander gefährden konnten.
- Universität als universelle, Länder, Völker und Grenzen überschreitende *universitas* der Gelehrten, des Imperiums und der ganzen Christenheit.
- Spannungsverhältnis zwischen universellem Anspruch und landespolitischer Zweckbestimmung: konkrete Interessen und Anforderungen der Gründer, meist der Landesherren oder Städte, im Hinblick auf die Ausbildung von Landeskinderen zu Pastoren, Rechtsgelehrten, Mathematikern/Astronomen und Medizinern für die einzelnen Territorien oder Städte.
- Universitäten und sozial- und bildungsgeschichtliche sowie politische Entwicklungen.
- Universitäten als Träger des Kulturaustauschs, des Transfers von Ideen und neuen wissenschaftlichen Fragestellungen und Erkenntnissen.
- Bedeutung von Stipendien und Stipendienanstalten für bestimmte Gruppen der eigenen Untertanen und für Glaubensgenossen aus anderen Territorien (etwa Herzog Albrecht von Preußen für Evangelische aus Polen und Litauen; Litauer- und Ungarnstudien in Marburg u. ä.).¹⁹
- Berufungswesen und Personalfragen in Bezug auf die Rekrutierung des Lehrkörpers der Universitäten.
- „Region und Universitäten“: die Frage nach der Wirkung und Bedeutung verschiedener Universitäten für eine bestimmte Region.
- „Universität und Regionen“: die Frage nach der Bedeutung verschiedener Regionen für eine bestimmte Universität, und auch die Frage, was eine bestimmte Universität an Kulturvermittlung zwischen den Regionen und Ländern ermöglicht hat.

¹⁹ Vgl. dazu u. a.: HANS-BERND HARDER: Die Marburger „Litauer-Stipendien“ vom 17. bis 19. Jahrhundert. In: Alma Mater Philippina. Wintersemester 1969/70. Marburg 1970, S. 15–18. – Universitäten als Brücken in Europa. Studien zur Geschichte der studentischen Migration. In: Les universités: des ponts à travers l'Europe. Etudes sur l'histoire des migrations étudiantes, hrsg. von HARTMUT RÜDIGER PETER und NATALIA TIKHONOV. Frankfurt am Main u. a. 2003.

- Universitäten in ihrer Bedeutung für die Herausbildung von „Orientierungen“ ihrer Absolventen, vor allem denen, die aus einem Lande kommen, also in ihrer Bedeutung für die Entstehung von Landesbewusstsein.
- „Exiluniversitäten“ in ihrer Bedeutung für Emigranten, Flüchtlinge und Vertriebene (vgl. etwa die „Ukrainische Universität“ in Prag, später in München und die „Russische Volksuniversität“ in Prag, die „Baltische Universität“ in Hamburg, später in Pinneberg, und die geplante, aber nicht verwirklichte „Ostdeutsche Universität“).²⁰

Abschließend sei auf die von Peer Pasternack bearbeitete Bibliographie hingewiesen, die für die weitere Beschäftigung mit dem Thema der Universitätsgeschichte im östlichen Mitteleuropa und in Osteuropa nützlich sein kann.²¹

²⁰ Vgl. z. B. TEREZA CHLAŇOVÁ: Praga – waŇny epizod ukraiŇskiej odysei emigracyjnej [Prag – eine bedeutende Episode der Odyssee der ukrainischen Emigration]. In: *Slavia Occidentalis*, Bd. 60 (2003), S. 113–116. – IRINA V. SABENNIKOVA: Die Russische Volksuniversität (R.N.U.) in Prag. In: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte*, Bd. 7 (2004). – Balti Ůlikool Saksamaal 1945–1949. Baltic University in Germany 1945–1949, hrsg. v. ELMAR JÄRVESOO. Toronto 1991. – KARL MÖCKL: Die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg: „Nachkriegsuniversität“ – „Vierte bayerische Landesuniversität“ – „Ostuniversität“. In: *Haus der Weisheit. Von der Academia Ottoniana zur Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Katalog der Ausstellung aus Anlaß der 350-Jahrfeier der Otto-Friedrich-Universität*, hrsg. von FRANZ MACHILEK. In Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv Bamberg. Bamberg 1998, S. 245–259.

²¹ Hochschule und Wissenschaft in Osteuropa. Annotierte Bibliographie der deutsch- und englischsprachigen selbständigen Veröffentlichungen 1990–1998, bearb. von PEER PASTER-NACK. Halle-Wittenberg 1999 (Arbeitsberichte des Instituts für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg [Leucorea] 1999, 2).

Zum Problem der Universitätsgeschichte in Mitteleuropa

Ferdinand Seibt † (München)

1.

Unter den großen historiographischen Leistungen der beiden letzten Jahrhunderte fehlt eine umfangreiche, und im Stil einer Darstellung mit Anmerkungen wohl mehrbändige, Geschichte der europäischen Universität. Man muss noch immer zu Heinrich Denifle greifen, wenn man nach einer konzisen Arbeit in diesem Sinne sucht, aber dessen zweibändiges Werk ist nicht über das Jahr 1400 hinausgeführt¹, und endet also noch bevor das Universitätswesen seine große Entfaltung und vertiefte Bedeutung im europäischen Kontext erreicht. Sammelwerke, wie etwa das von den vorzüglichen Sachkennern der westlichen Entwicklung Walter Rüegg und Simone de Ridder herausgegebene, beheben den Mangel nicht.² Kongressthemen und Sektionen auf Welthistorikertagen mögen anregend wirken, aber wie auch immer: Die Universität, Lehr- und Lernstätte auch unserer Geschichtsschreibung seit zweihundert Jahren, ist sich selber bisher ein schlechter Geschichtsschreiber gewesen. Der Schuster trägt bekanntlich immer die schlechtesten Schuhe.

Unsere Tagung wird da nicht Abhilfe schaffen. Aber mit den Mitteln und Möglichkeiten eines bewährten Instituts und einer bekannten wissenschaftlichen Vereinigung kann sie vielleicht jene Anregungen vermitteln, die das Thema allgemein einen Schritt voranbringen. Die ausführlichen Jubiläumsveranstaltungen

¹ HEINRICH DENIFLE: Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. Berlin 1885. Es handelt sich um die in ihrer Gründlichkeit bis heute nicht überholte Darstellung. Mit wichtigen Einsichten, oft unbeachtet: HENRY RASHDALL: The Universities of Europe in the Middle Ages. Oxford 1895 [Neuaufgabe von FREDERICK M. POWICKE u. a., 3 Bde. Oxford 1936]. – ALAN B. COBBAN: The Medieval Universities. Their development and Organization. London 1975. – Geschichte der Universität in Europa, Bd. I – Mittelalter, hrsg. von WALTER RÜEGG u. a. München 1993. – Zur neueren Forschungsgeschichte SIMON STELLING-MICHAUD: L'histoire des universités au Moyen Age et la Renaissance au cours des vingt – cinq dernières années. In: XI. Congrès international des Sciences Historiques. Stockholm 1960, Rapports I 1960. – Zum gesamten Problemkreis vgl. Bibliographie Internationale de l'histoire des universités, 1973 ff. und History of Universities. An International Journal published as an annual volume, Bd. 1 ff., 1981 ff.

² Dazu RÜEGG (wie Anm. 1); von Bedeutung für unser Thema ist der Sammelband und besonders der Aufsatz: ADAM VETULANI: Les origines et le sort des universités de l'Europe centrale et orientale fondées au cours de XIV siècle. In: Les universités à la fin du Moyen Âge, hrsg. von JACQUES PACQUET u. a. Louvain 1978, S. 148–167.

gen zum 650. Geburtstag der Prager Universität haben in diesem Bereich jedenfalls das ihre geleistet.³

2.

Geradeheraus: Unter den Institutionen unserer Zivilisation, wenn man absieht vom umfassenden Gerüst der christlichen Kirchen in ihren ursprünglichen so wie ihren reformierten Formen, gibt es keine Partikularkörperschaft mit derart deutlichen mittelalterlichen Kontinuitäten wie die Universität. Das ist, im Gegensatz zur Kirchengeschichte, ein sehr interessantes Paradoxon. Denn die Kirchen in ihrer altehrwürdigen Erscheinungsform verstehen sich als die Hüter des alten Herkommens. Die Universitäten aber, deutlich beeinflusst von ihrer Gründungsepoche im äußeren Erscheinungsbild wie in ihrer Struktur, geben sich als die Träger des wissenschaftlichen Fortschritts. Es ist wohl vielen ihrer Angehörigen gar nicht bewusst, dass mit dem Anstrich des Alten das Recht auf Selbständigkeit im gesellschaftlichen Gefüge unterstrichen werden soll. Keine der alten Institutionen in unserer Gesellschaft ist allerdings so deutlich in Gefahr, nach Jahrhunderten ihre Ansprüche auf Selbständigkeit unter den Konditionen der Massengesellschaft zu verlieren. Zwar mag die Einsicht im zeitlichen Überblick tröstlich sein, dass die Universitäten mit Reformproblemen hadern, seit sie sich um 1200 als eine Pflegestätte intellektueller Eliten herausgebildet haben. So sind die gegenwärtigen Bemühungen um Universitätsreform kein Novum. Vielmehr trägt die Universität seit je und also wohl auch mit ihren eigenen Ansprüchen die Forderung nach Reform im allgemeinsten Verständnis in sich, auch nach Reform ihrer selbst. Aber diese Pläne mussten sich auch seit je mit dem zweiten wesentlichen Faktor der Universitätsgeschichte auseinander setzen: Mit ihren Mäzenen. Die Universitäten entstanden in der lateinischen Christenheit zur gleichen Zeit wie die Bettelorden. Und mit ihnen hatten sie jedenfalls gemeinsam, dass die heilige Mutter Kirche nicht für sie in der gleichen Weise sorgte wie für andere Formen ihrer inneren Organisation, ich meine, wie für die alten Mönchsorden und die Kollegiatkapitel, die alle gehörig mit Besitz und damit mit Lebensgrundlagen ausgestattet wurden. Anders als die Angehörigen der „klassischen alten Orden“ entschlossen sich dann bekanntlich die Anhänger des heiligen Dominikus und des heiligen Franziskus, ihren Lebensunterhalt der christlichen Mildtätigkeit anzuvertrauen, und verzichteten auf Haus und Grundbesitz. Das ähnelt der frühen Universitätsgeschichte. Heute lebt die europäische Universität von der staatlichen Fürsorge, und allein schon dadurch unterscheidet sie sich von der amerikanischen, auf deren Studiengelder amerikanische Studenteneltern bekanntlich nicht selten zu sparen beginnen, wenn ein Kind das Licht der Welt

³ Der wichtigste Beitrag hierfür war die Fertigstellung einer vierbändigen Universitätsgeschichte, die von 1995 bis 1998 erschien: *Dějiny univerzity Karlovy* [Geschichte der Karls-Universität], hrsg. von FRANTIŠEK KAVKA u. a. Praha 1995–1998 [Hierin: MICHAL SVATOŠ: *Obecné učení* [Generalstudium], Praha 1995].

erblickt. Der Staat finanziert die europäische Universität seit Jahrhunderten, aber die Universität ist dafür in seine Abhängigkeit geraten. Heute sieht sie sich in Gefahr, ihre Eigenständigkeit zu verlieren, und einer der vielen Vorschläge zum Besseren trägt deshalb den Titel: „Die Universität muß sich wehren!“⁴ Aber in unserer Massengesellschaft ist die Universität in allen Ländern Europas inzwischen auch zu einer Masseninstitution geworden. Gab es 1848 in Deutschland 15 000 Studenten, so zählt man jetzt, alle Varianten eingeschlossen, weit mehr als 2 Mio. Studenten. Es versteht sich von selbst, dass in diese Zahl auch erhebliche Chancen zur Mitwirkung in unserer so massiv veränderten Welt eingeschlossen sind, auch die, sich zu wehren.

3.

Die Universität entstand und entwickelte sich in der Stadt, wie die Bettelklöster, nicht auf dem Land nach Gutsherrenart in der agrarischen Welt, wie die klassischen Orden. Sie war nur Männern zugedacht, wie diese und jene auch; Frauenuniversitäten gab es nicht, im Gegensatz zu Nonnenklöstern. Höhere Bildung war Frauen bis ins 20. Jahrhundert fast ganz verschlossen.⁵ Für die zeitgenössische Gesellschaft gewannen die ersten Universitäten, als sie nach unklarer Vorgeschichte um die Mitte des 12. Jahrhunderts auftauchten, rasch unmittelbare Bedeutung, aber zugleich belehren auch die möglichen Rückschlüsse, die sich von da wiederum auf die zeitgenössische Gesellschaft übertragen lassen. Allgemein kann man Universitätsgeschichte ohnehin nur als Gesellschaftsgeschichte betreiben und verstehen.⁶ Und eben aus diesem Grund ist die Frage nicht müßig, wann und wo sich der ursprünglich freie und erst seit dem 13. Jahrhundert schriftlich fixierte Zusammenschluss verbreitete, und namentlich, wo er noch lange kein Echo fand. In dieser Hinsicht unterscheiden sich Universitäten von den Bettelorden, die mit der Verbreitung ihres Anliegens im frühen 13. Jahrhundert bekanntlich in staunenswerter Eile junge Männer aus der ganzen lateinischen Christenheit an sich zogen und ihre Niederlassungen in jede Himmelsrichtung ausdehnten.⁷ Bleiben wir noch ein wenig bei diesem Vergleich, er

⁴ ARND MORKEL: *Die Universität muß sich wehren. Ein Plädoyer für ihre Erneuerung.* Darmstadt 2000 (mit umfassender Bibliographie zur gesamten neueren deutschen Reformdiskussion).

⁵ *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 2.: vom Mittelalter bis zur Aufklärung, hrsg. von ELKE KLEINAU u. a. Frankfurt am Main u. a. 1996.

⁶ PETER CLASSEN: Die ältesten Universitätsreformen und Universitätsgründungen des Mittelalters. In: *Heidelberger Jahrbücher* 12 (1968), S. 71–92. – DERS.: *Studium und Gesellschaft im Mittelalter.* Stuttgart 1983. – HERBERT GRUNDMANN: Vom Ursprung der Universität im Mittelalter. In: *Ausgewählte Aufsätze*, Bd. 3, hrsg. von DEMS. Stuttgart 1978, S. 292–342. – PETER MORAW: Zur Sozialgeschichte der deutschen Universität im Mittelalter. In: *Gießener Universitätsblätter* 8, 2 (1975), S. 43–60.

⁷ *Atlas zur Kirchengeschichte. Die christlichen Kirchen in Vergangenheit und Gegenwart*, Freiburg i. Br. 1970, Blatt 58 und 59.

hat durchaus seinen Nutzen. Während nämlich die Karte ein fast geschlossenes, im Hinblick auf die Besiedlungsdichte auch fast gleichförmiges Netz von Niederlassungen der beiden großen Bettelorden noch innerhalb des 13. Jahrhunderts von Spanien über England bis nach Galizien zeigt, also auch den Raum des östlichen Mitteleuropa sehr dicht bedeckt, finden sich Universitäten im 13. Jahrhundert in der lateinischen Christenheit nur regional. Das ist gut verständlich. Im Gegensatz zur Heilsverheißung in einem Bettelordenskonvent sammelten sich bildungshungrige junge Männer natürlich nicht leicht in jeder Stadt. Aber die Geographie dieser Neuerung hat seit je Fragen aufgeworfen. Denn während sich, wie gesagt, die neuen Bettelorden wie ein Lauffeuer verbreiteten, gab es Hohe Schulen, Generalstudien, wie der Papst sie nannte, oder Universitäten, wie wir heute sagen, zweihundert Jahre lang nur in Italien, Frankreich, Spanien und Großbritannien. Die Universitäten waren lange eine „westliche“ Institution. Erst mit der Gründung einer Universität in Prag 1348 verbreiteten sie sich auch im mittleren Europa. In Zahlen gesagt: Zur Gründungszeit der Prager Universität gab es bereits dreißig Universitäten in Europa. Danach allerdings breitete sich die Bildungsanstalt rasch auch östlich aus.⁸

Aber wo? Die Antworten differieren nicht von ungefähr. In Mitteleuropa, heißt es, in Deutschland, oder, mit der größeren geographischen Exaktheit, rechts des Rheins und nördlich der Alpen. Das weiß man allgemein. Allenfalls tschechische Historiker weisen gern darauf hin, dass ihr berühmter „Goldener König“ Přemysl Ottokar II. (1252–1278) eine Universität in Prag zu gründen versucht habe, was aber am Widerstand des Adels gescheitert sei. Ein solcher Widerstand wird uns noch beschäftigen. Einstweilen nähern wir uns der nächsten Einsicht in diesem Zusammenhang, nämlich der Frage, warum denn zwischen der Gründung von Universitäten in Frankreich, Italien, Spanien und England und jener in Mitteleuropa, um die geläufigste Ortsbestimmung zu übernehmen, wohl zweihundert Jahre Abstand liegen könnten? Warum sich Universitäten, wenn auch weit weniger zahlreich, nicht mit der gleichen Geschwindigkeit und Kontingenz ausgebreitet haben wie die etwa gleichzeitigen Bettelorden, von Aarhus bis Syrakus und von Santiago de Compostela bis Halicz?

Die Antworten lauten etwa, und damit bekommt die Landkarte eine soziographische Note, wegen des niederen intellektuellen Niveaus in Deutschland; wegen des Ungenügens der Bildungsvoraussetzungen, sagte Johannes Haller vor achtzig Jahren, wegen des Desinteresses der deutschen Bischöfe, konstatierte Gerhard Ritter vor siebzig Jahren, und demnach erst aus wachsender Kraft der deutschen Landesfürsten und nicht durch die allzu geringe geistige Kraft der zeitgenössischen Kirche; wegen der ungünstigen Konstellation des Kaisertums zum Papsttum unter Ludwig dem Deutschen, fügte Stelling-Michaud 1960 hinzu,

⁸ VÁCLAV PATZAK: The Caroline University of Prague. In: The Slavonic and East European Review Bd. 19 [?] (1943), S. 83–95.

die eine solche Gründung zumindest um eine Generation verzögerte.⁹ Aus Wissensdrang, erklärte Herbert Grundmann in einer vielzitierten Rede 1960 vor der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin, eine Deutung, die auch genährt wurde von dem Bedürfnis, an Ort und Stelle sich für die Freiheit der Universität einzusetzen. Bei allen gut gemeinten Erklärungen blieb jedenfalls der Eindruck zurück, der Wissensdrang in Mitteleuropa habe sich erst zweihundert Jahre später als in Paris oder Bologna Bahn gebrochen, oder die deutschen Bischöfe waren erst auf die Initiative von Landesfürsten angewiesen, um das intellektuelle Niveau ihrer jungen Kleriker nach „westlicher“ oder „italienischer“ Manier zu heben. Bisher hat noch niemand vermocht, diese Schlussfolgerung durch bessere Argumente zu ersetzen.

Ich will zunächst versuchen, den Mangel, den man damit an der östlichen Hälfte von Mitteleuropa rügt, zunächst erst einmal weiter nach Westen auszuweiten. Damit meine ich nicht nach Nordwesten, wo immerhin die Universität St. Andrews in Schottland schon 1413 entstand, und die von Kopenhagen 1478. Ich meine den Westen Mitteleuropas, denn die wiederholte Definition der Rheingrenze für jene Entwicklungsstufe von zweihundert Jahren ist falsch. Studiert man die Karte, in der die altherwürdigen Gründungen von Paris und Angers, von Orléans und Toulouse, von Oxford und Cambridge, von Salamanca und Valencia verzeichnet sind, alle aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts, wenn nicht früher, und zieht man noch Bologna hinzu, die Hohe Rechtsschule, die sich selbst gern überhaupt für die älteste europäische Universität unbekannten Ursprungs im frühen 11. Jahrhundert erklärt, mit samt allen ihren alten italienischen Ablegern wie Vicenza und Padua, Neapel nicht zu vergessen, dann liegt im übrigen die Westgrenze der im 14. Jahrhundert und noch später gegründeten mitteleuropäischen Universitäten nicht am Rhein, sondern noch etwa zweihundert Kilometer westwärts. Sie folgt auffällig der alten Verbindungslinie von Rhône-Saône-Maas bis nach Flandern, wo bekanntlich vorher und noch lange danach die wohl wichtigste Straße von Süden nach Norden verlief. Und die Universitäten, die sich da finden, von Löwen bis nach Montpellier, und diejenigen, die sich östlich anschließen bis nach Tübingen und Ingolstadt, sind sämtlich erst im 15. Jahrhundert entstanden, von Avignon abgesehen, das mit der päpstlichen Kurie ging, einem Generalstudium, dem Kirchenrecht gewidmet. Die Grenze liegt also nicht im östlichen, sondern im westlichen Mitteleuropa, gut zweihundert Kilometer westlich des Rheins. Sie verläuft lange Strecken an der zeitgenössischen Grenze des damaligen Heiligen Römischen Reiches, und das ist ein neuer Gesichtspunkt, der bedacht werden will. Denn die Universitäten waren im alten Reich ja doch auch eine Konkurrenz zur Adelskirche. Sie drohten die Versorgung adeliger Nachgeborener zu gefährden, die gerade in der reichsfürst-

⁹ STELLING-MICHAUD (wie Anm. 1), S. 112. Dort auch die anderen Nachweise.

lichen Atmosphäre des „ottonischen Systems“ die Prälatensitze und Domkapitel inne hatten.¹⁰

Dazu tritt ein ganz anderer Gedanke, der auffälligerweise in dieser Diskussion kaum je eine Rolle spielte. Ich habe hier mit ironischem Unterton die Gründung der Universitäten und die Gründung der Bettelorden in Bezug gesetzt. Bekannt ist die enge Verbindung, die beide eingingen, als zunächst Dominikaner, dann aber auch Franziskaner, ihre Novizen zum Studium schickten. Schließlich waren die bedeutendsten Philosophen auf dem Gipfel der Scholastik Dominikaner: Albertus Magnus und sein Schüler Thomas von Aquin. Dominikaner hatten nicht nur im 13. Jahrhundert die Theologische Fakultät der Pariser Universität weithin in der Hand, sondern sie sandten auch den in Paris gebildeten und promovierten Albertus Magnus nach Köln zur Gründung eines Generalstudiums. Sie unterhielten ein Ordensstudium in Magdeburg und eines in Krakau, wie denn die Dominikaner überhaupt ein zentralisiertes Studienwesen aufgebaut hatten, mit Mittelpunkten in Oxford und für den Kontinent in Paris. Von da liefen Studienverbindungen in alle Ordensprovinzen. Ähnlich, nicht ganz so zentralistisch organisiert, war das etwas jüngere Verhältnis der Franziskaner zum Universitätsleben ausgebaut, mit großen Namen in England, wie Robert Grosseteste oder Wilhelm von Occam. Auch bei ihnen besaß jeder Konvent einen Lektor. Für die deutsche Ordensprovinz ist Simon Anglikus in Magdeburg seit 1228 bedeutsam. Auch kennt man die Bedeutung beider Bettelorden für die spätere Entstehung der meist als „städtisch“ bezeichneten Universitäten in Köln und Erfurt.

4.

Im 12. Jahrhundert, noch vor den festeren Organisationen der neuen Studienzirkel in Frankreich, hatten sich die Studenten scherzhaft und parodistisch als der neue Orden des heiligen Goliath bezeichnet, während sie eine beachtliche, meist lateinische Lyrik hervorbrachten, die Vagantenlieder. Man kann die Dinge aber auch umdrehen und feststellen, dass ihr Wissensdrang die jungen Männer, nach Grundmann, an die neuen Hohen Schulen trieb, zweifellos aber auch ihre Neigung zu kirchlichen Karrieren. Man kann voraussetzen, dass sie einiges gemeinsam hatten in ihrer Einstellung und ihrer Lebensplanung mit den Novizen der Bettelorden. Auch sie bildeten eine „Massenbewegung“, freilich in den Zahlenverhältnissen der dünnen geistigen Oberschicht ihrer Zeit. Es ist symptomatisch, dass Albertus Magnus, wohl der bedeutendste Dominikaner seines Jahrhunderts, von seinem italienischen Rechtsstudium zum Eintritt in den Dominikanerorden abgeworben wurde, wie wohl nicht wenige seiner Studiengenossen. Unter diesem Gesichtspunkt verfließt die durch die Institutionengeschichte scharf getrennte

¹⁰ Insgesamt war die vorreformatorische Kirche in der ganzen lateinischen Christenheit in Adels Händen. Es ist bekannt, dass dabei die deutschen Verhältnisse besonders dem Adel zugeneigt waren, allein schon deshalb, weil nur in Deutschland bis 1806 die Bischöfe Reichsfürsten mit allen Konsequenzen gewesen sind.

Entwicklung des Universitätswesens mit der Entwicklung der Bettelorden in ihrer Frühzeit, und damit verwischt sich wohl auch die immer wieder betonte Schwelle zwischen Ost und West in der Universitätsgeschichte und gibt zugleich ein neues Motiv ab für die Zuwendung Tausender Novizen hier und Hunderter Studenten dort, als ein Persönlichkeit und Gesellschaft umfassendes Anliegen.

Jacques Le Goff nannte diese Entwicklung einmal die Geburt der Intellektuellen. Der Name irritiert ein wenig, denn die Intellektuellen des 12., 13. Jahrhunderts waren allesamt Priester oder wollten es werden und in der Kirche Karriere machen. Die Intellektuellen der letzten zweihundert Jahre sind bekanntlich „wurzellos“. Jedenfalls war ihr geistiges Leben auch zugleich ein soziales. Die Verbindung zwischen den aufbrandenden neuen Fragestellungen, die uns übrigens die Begriffe „Philosoph“ oder „Theologe“ bescherten, hat Le Goff damit erkannt, und namentlich auch die Konkurrenz zwischen den Weltgeistlichen und dem Bettelorden an den Universitäten angesprochen.¹¹

5.

Was heißt das eigentlich für unser Thema? Nun doch wohl zuallererst, dass die alte Grenze in der Universitätsgeschichte nicht haltbar ist. Nicht nur deshalb, weil man sie um zweihundert Kilometer weiter westlich verschieben müsste, vielleicht nicht zufällig an die alte Westgrenze des Heiligen Römischen Reiches, nicht nur deutscher Nation, sondern auch in das damals dazu gehörige Königreich Arelat östlich von Saône und Rhône. Und dazu, was um vieles weiterreicht: dass man einen gewissen, allerdings nicht genau bestimmbar, Teil der intellektuellen Aufbruchsbewegung im Westen an den neuen Universitäten auch den Bettelmönchen aus dem Süden Europas zuschreiben muss, die sich von Italien so bemerkenswert rasch über die ganze lateinische Christenheit verbreiteten. Da ist dann Mitteleuropa, das westliche wie das östliche, mit eingeschlossen. Wie eine Bestätigung dieser These mutet die neueste Darstellung zur Prager Universitätsgeschichte an, die nach einer ganzen Reihe bekannter Vorarbeiten hervorhebt, welche Bedeutung die Generalstudien der Prager Ordensniederlassungen für die frühe Existenz der wie ein Markstein in die Geistesgeschichte Mitteleuropas gestellten Prager Gründung von 1348 besessen haben.¹² Es geht dabei um Bettelorden, die ja bekanntlich städtische Institutionen gewesen sind, wie eben die Universitäten auch, Dominikaner, Franziskaner, Augustiner-Eremiten, Karthäuser. Es geht freilich auch, bei einem sichtlichen Mangel weiterer Klosterstudien, um Prager Weltkleriker, die nach geltendem Recht erst durch den Papst zu Magistern oder Doktoren promoviert werden mussten, um die Lizenz zur akademischen Lehre zu erhalten. Das berührt damals wie heute

¹¹ JACQUES LE GOFF: *Les intellectuelles au moyen âge*. Paris 1957.

¹² Zur Prager Gründungsgeschichte in diesem Sinn: KAVKA (wie Anm. 3), Band 1, S. 27–42; zu den Bettelordensstudien allgemein vgl. DIETER BERG: *Armut und Wissenschaft. Beiträge zur Geschichte des Studienwesens der Bettelorden im 13. Jahrhundert*. Düsseldorf 1977.

das Kernstück des akademischen Unterrichts, den noch heute auf der ganzen Welt anerkannten Doktorgrad. Auch das, nebenbei, ist ein noch gültiges Stück Mittelalter. Dementsprechend bemühten sich die Prager auch um fremden Zuzug, nachdem die erste Magisterpromotion nicht früher als für 1358 belegt ist, also zehn Jahre nach der nominellen Universitätsgründung.¹³ Deshalb waren Pariser Magister in Prag willkommen, die 1381 aus politischen Gründen ihre Alma Mater verließen, und aus dem gleichen Grund lässt sich Prag auch als „Mater artium“ der umliegenden künftigen Universitätsgründungen bezeichnen: Erfurt, Wien, Krakau, Köln und Heidelberg.¹⁴

6.

Ich glaube also nicht, dass es künftig noch sinnvoll für die Analyse des geistigen Lebens im späteren Mittelalter erscheint, die Universitätsgeschichte von der Geschichte der Bettelorden zu trennen. Dabei erweist sich Mitteleuropa aufgrund seiner gleichzeitig mit den westlichen Universitäten entstandenen Ordenstudien in Magdeburg, Breslau, Köln, Erfurt, Krakau und vor allem in Prag, wo sie unmittelbar und *ad personam* in die Universitätsgeschichte überführten, als ein besonders anschauliches Beispiel. Das Bild wird runder, wenn wir noch einem zweiten Forschungsbegriff folgen, den die Universitätsgeschichte der letzten Jahrzehnte hervorgebracht hat, und der ebenfalls fruchtbar und nützlich auf das östliche Mitteleuropa anzuwenden ist. Es handelt sich um die sogenannten „Gründungswellen“. Peter Classen hat sie für die erste Entwicklung zusammengestellt. Er sprach von einer Gründungswelle, die sich entwickelte, weil es im Ansehen der Zeitgenossen leichter gewesen sei, eine Universität zu gründen, als eine bestehende zu reformieren. Das ist eine Einsicht, die wiederum die Gegenwart mit den mittelalterlichen Universitäten verbindet, aber kaum zum Vorteil des Objekts. Sie ist allerdings in der Struktur einer Universität vorgegeben, damals wie heute. Sie hängt zusammen mit der schwerfälligen Gremienverfassung, der gegenüber ein geschlossener Gründungsakt sich mit einem Schlag durchsetzt. Die Beobachtung Classens führt von der Universitätsgründung in Neapel 1224 bis zum spanischen Sevilla 1256. Classen demonstriert, dass es sich dabei um die erste Reaktion nach einer zeitgenössischen Universitätskrise handelt.¹⁵ Der Ruf nach einer notwendigen Reformatio in den Pariser Universitätsquellen ist nicht die einzige Klage über den Missstand. Auch eine neue Gründungswelle zwischen 1290 und 1354 mit zwanzig, allerdings nicht durchaus lebensfähigen Universitäten von Lissabon bis Husca 1354, nach Borst „die größte Gründungswelle der mittelalterlichen Universitätsgeschichte überhaupt“,

¹³ Zuletzt KAVKA (wie Anm. 3), Band 1, S. 39.

¹⁴ Nach einem berühmten Wort des nach Heidelberg emigrierten Prager Theologen Andreas de Broda; vgl. dazu JOSEF KADLEC: Studien und Texte zum Leben und Wirken des Prager Magisters Andreas von Brod. Münster 1982.

¹⁵ CLASSEN (wie Anm. 6.).

löste die Probleme nicht. Sie trage zwar die Kennzeichen einer Regionalisierung, aber weil sich die Fürsten des frühen 14. Jahrhunderts um die wirtschaftliche Sicherung der Universitäten kaum gekümmert hätten, seien diese noch nicht zu landesfürstlichen Bildungsanstalten geworden. Erst die Zukunft gehörte der „reinen Landesuniversität“, die seit 1364 in Krakau, Wien und Heidelberg Gestalt annahm“, soweit Borst.¹⁶

Ein neues Schlüsselwort also und ein neues geographisches Phänomen. Borst setzt in der von ihm beobachteten Gründungswelle den herkömmlichen „Markstein Prag“ ohne besondere Hervorhebung zwischen Pisa 1343 und Florenz 1349. Denn er sah in Prag eben keine „landesfürstliche“ Gründung, eine Definition, die in der tschechischen Historiographie seit jeher bestritten wurde, aber nicht aus Einsicht in die Entwicklung, sondern aus nationalem Selbstgefühl. Nun scheint diese Diskussion, mit Eifer von tschechischen und deutschen Großvätern im vorigen Jahrhundert geführt, aber seit einer gemeinsamen Einsicht, erarbeitet bei einer übernationalen Diskussion namentlich mit František Kavka 1967, durchaus abgeschlossen. Darauf bezieht sich auch die schon zitierte neueste tschechische Universitätsgeschichte von 1995.

Stattdessen ist die Prager Gründung zwar eindeutig der Initiative des Landesherren, Karls IV., zuzuschreiben, der bekanntlich böhmischer und zugleich römisch-deutscher Herrscher gewesen ist. Karl hat aber, wie man seit den zwanziger Jahren weiß, die vielzitierte Arenga seiner Gründungsurkunde von Friedrich II. (1224) abgeschrieben. Nicht das einzige Mal, dass er diesem Vorbild folgte, hatte doch seine Kanzlei sich immer wieder auf das stilistische Vorbild der großen Texte aus der sizilianischen Kanzlei des letzten Staufers bezogen. Die Gründung der Universität Neapel war bekanntlich reine Zwecksetzung, wie schon Laetitia Boehm vor vierzig Jahren erkannte und damit einen neuen Typ von „Fürstenuniversität“ eingesetzt wissen wollte¹⁷. Aber im Gegensatz zur Gründung Friedrichs II. für Neapel kennen die folgenden Universitäten eben tatsächlich noch keine fürstliche Fürsorge. Nur Karl IV. verheißt sie 1347 in seinem sogenannten „Eisenacher Diplom“ als römisch-deutscher König. Und verwirklicht sie auch, aber mit böhmischen Mitteln, so dass hier fortan ein neuer Ansatz zutage tritt, wenn auch noch nicht derjenige der „reinen Landesuniversität“, dem nach Borst 1971 „die Zukunft gehörte.“¹⁸

¹⁶ ARNO BORST: Krise und Reform der Universitäten im frühen 14. Jahrhundert. In: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 30 (1971), S. 47–62.

¹⁷ Anm. d. Hrsg.: Vermutlich bezieht sich Seibt hier auf folgende Werke: LAETITIA BOEHM: Die Universitätsidee in der Geschichte: belastendes Erbe oder Postulat? Vortrag. München 1962. – DIES.: Cancellarius universitatis: die Universität zwischen Korporation und Staatsanstalt. München 1966. – DIES.: De negotio scholaris: zur Entstehung von Berufsbewußtsein und Rechtsstand des Universitätsgelehrten im Mittelalter. München [1966].

¹⁸ Auf diesen Unterschied verweist VETULANI (wie Anm. 2), S. 167. Er spricht von zwei verschiedenen Perioden in den Nachprager Gründungen. Das Problem umschließt Kavkas Definition, die Prager Universität sei zwar aus Landesmitteln gegründet worden, aber nach ihrer Funktion in den ersten Jahrzehnten faktisch eine Reichsuniversität gewesen, in

Nun ist es wohl nicht sinnvoll, von Wellen zu sprechen, die einander überschneiden. Viel einfacher ist es, an Ort und Stelle und im Hinblick auf den betrachteten Raum davon zu sprechen, dass Karls Universitätsgründung, als sie nur erst einmal auf festen Beinen stand, bekanntlich in den sechziger Jahren, 1363 von Kasimir „dem Großen“ für Krakau, 1365 von seinem Schwiegersohn Rudolf „dem Stifter“ für Wien, 1367 von Ludwig „dem Großen“ für Fünfkirchen nachgeahmt wurde. Hier muss man dann aber die Welle nicht weiter rollen lassen. Es ging zunächst um Karls Vorbild, und dazu auch noch um Nachbarschaftsgründungen, die dazu ansetzten, die Bedeutung und Reichweite der, zweifellos von Böhmen dotierten, aber für das ganze Reich gedachten, Prager Universität auf das Reich zu beschränken. Nach dem Tod der großen böhmischen Herrschergestalt und seiner „Generation der Großen“ folgten die Fehlgründung von Kulm 1386, von Altofen 1395, von Würzburg 1402 und die erfolgreiche Gründung von Leipzig 1409 und Rostock 1419 gewiss nun erst nach territorialfürstlichem Prinzip, während man Köln 1388 und Erfurt 1379 oder 1392 gemeinhin als „städtisch“ bezeichnet. Hier ist der Gründungsimpuls jedenfalls nicht fürstlich und auch nicht recht klar, und man sollte auf jeden Fall dabei jeweils das florierende örtliche Ambiente mit seinen Ordensstudien im Auge haben.

7.

Die neuen Universitäten schöpfen aber ihre Gemeinsamkeit nicht allein aus der Gründungsinitiative, sondern sie bildeten sie noch ungleich fester aus, und Prag wurde dabei anschaulich genug zur Begründung eines neuen Typs in der inneren Verfassung, ohne dass die Gründungsurkunden noch weitere Gemeinsamkeiten aufzuweisen hätten. Auch dabei sind allerdings die Intentionen jeder Neugründung zu erkennen, und gelegentlich zeigen sie auch innere Kongruenz oder das Bestreben, von Prager Fehlern zu lernen.¹⁹ Das bezieht sich zunächst einmal auf des grundlegende Dilemma, das Karl in seiner Gründungsurkunde der künftigen Gestalt der Prager Universität zugedacht hatte. Es ist viel zitiert worden. Karl sprach da nämlich von zwei Modellen für die Struktur der neuen Hohen Schule, das von Paris und das von Bologna. Dahinter steckt eine auffällige Nähe der Gedankenwelt des Herrschers zu diesen beiden Schulen, die wir manchmal allzu selbstverständlich hinnehmen. Tatsächlich galt Paris zu jener Zeit unbestritten als die bedeutendste Theologenschule, und Bologna war der Ursprung aller Juristenuniversitäten.

Aber dieser Aspekt aus der langen Rückschau darf nicht wie selbstverständlich mit der Gründungsintention vermengt werden. Man muss bedenken,

FRANTIŠEK KAVKA: *Karlova Universita všemu zakladateli Karlu IV* [Die Univ. ihrem Gründer Karl IV.]. Praha 1966, S. 4 ff.

¹⁹ Ausführlich mein Vergleich in: FERDINAND SEIBT: *Von Prag bis Rostock. Zur Gründung der Universitäten in Mitteleuropa*. In: *Festschrift für Walter Schlesinger*, hrsg. von HELMUT BEUMANN. Köln 1974, S. 406–426 (*Mitteldeutsche Forschungen*, 74).

dass sie Karl vornehmlich deswegen vor Augen standen, weil er die Pariser Universität bekanntlich in seiner Jugendzeit selbst kennengelernt hatte, freilich unklar, wie intensiv, und die von Bologna war ihm gewiss geläufig aus den Erinnerungen seines Erzbischofs Ernst von Pardubitz, der sie absolviert hatte und mit dem Karl eng vertraut war, und der als Kanzler der Prager Neugründung bekanntlich den ersten Satzungsentwurf vorgab. Schon dort findet sich aber 1360 der vielsagende Satz, die neue Universität sollte „eins sein“.²⁰ Denn das Nebeneinander von Paris und Bologna ließ sich kaum in ein und dasselbe Modell bringen. Beide waren in Grundzügen gegensätzlich. Paris nennt man häufig eine Magisteruniversität, weil da die Artistenmagister das entscheidende Wort führten, den Rektor stellten, und selbst die theologische Fakultät, die Paris eigentlich zum Schwerpunkt seiner Ausbildung und seiner Mitsprache in der Christenheit besaß, ordnete sich dem Artistenregiment in Verwaltungsfragen unter. Bologna ist dagegen als Studentenuniversität zu bezeichnen. Die dort weit älteren und oft auch schon bepfründeten Jurastudenten vertraten die Universität allein nach innen und außen, stellten den Rektor und hielten sich ein von ihnen besoldetes Collegium Doctorum. Wie sollte daraus, nach dem nicht zufällig vom Prager Kanzler am Beginn der Satzungsentwicklung hervorgehobenen Wort, eben nur eine Universität werden? Der Versuch misslang. Die Juristen in Prag sonderten sich bekanntlich 1372 von der übrigen Universitätsgemeinde ab, 1419 verschwanden sie von der Bildfläche. An den spektakulären Aktionen der drei anderen Fakultäten zuvor haben sie sich nicht beteiligt.

Aus Prag wurde dann im übrigen weder das eine noch das andere. Prag wurde eine Ordinarienuniversität. Dieses Beispiel verbreitete sich nach Prager Vorbild in ganz Mitteleuropa zwischen Köln und Krakau, während das westliche Mitteleuropa, jener Raum zwischen Rhein und Rhône, den ich nach meinem Dafürhalten als wichtige Ergänzung für die gesamte Gründungsgeographie der spätmittelalterlichen Universitäten halte, jeweils dem Pariser oder Bologneser Vorbild verhaftet blieb. Zum neuen „Prager Typ“²¹ gehörte also: dass der Rektor von allen Fakultäten im Wechsel zu stellen sei; dass er feierlich investiert werden sollte, „ein in Paris und Bologna unbekannter Brauch“, den man sogar, kaum schlüssig, gelegentlich mit dem alten Stabeid der Germanen in Verbindung gebracht hat²², und dass er in seiner Position den Kanzler der Universität, den nächstzuständigen Bischof, allmählich in den Hintergrund drängte.

Zum „Prager Typ“ gehört überdies, dass die Professoren, die ordentlichen sozusagen, mit fester Lehrbefugnis, *magistri actu regentes*, bepfründet wurden.

²⁰ KAVKA (wie Anm. 3), S. 37.

²¹ SEIBT (wie Anm. 19).

²² GUSTAV BLONDEL: *Du rôle joué par le droit allemand dans l'organisation des universités*. In: *Nouvelle revue historique de droit français et étranger* 21 (1897), S. 81–88, hier S. 84; einen ungleich ausgedehnteren Forschungsstand zum Eid der Universitätsgeschichte vermittelt JÜRGEN MIETHKE: *Der Eid an der mittelalterlichen Universität*. In: *Glaube und Eid. Treueformeln, Glaubensbekenntnisse und Sozialdisziplinierung zwischen Mittelalter und Neuzeit*, hrsg. von PAOLO PRODI. München 1993, S. 49–68. Miethke lässt aber den Prager Rektorats-*eid* und alle seine Weiterungen in der mitteleuropäischen Universitätsgeschichte unbeachtet.

An die Stelle des künftigen Gehalts trat dabei zunächst noch ein Sitz in einem kirchlichen Kollegium, wozu Karl bekanntlich schon bei der Gründung des Prager Allerheiligenkolleg mit dreizehn Plätzen ausersah, 1366 dann das berühmte und später sogenannte Collegium Carolinum. Auch in Wien und in Krakau wollten die ersten Gründer die neue Institution mit eigenen Gebäuden versorgen. Ein ganzes Stadtviertel sah „Rudolf der Stifter“ in Wien dafür vor, und Kasimir „der Große“ legte in Krakau am Weichselufer den Grund zu einem umfangreichen Gebäude. Beide Baumaßnahmen ließ der Tod ihrer Initiatoren versanden. Allein das Prager Collegium Carolinum wurde zum Kern der Neugründung. Mehr noch: Die dort Bepfründeten hatten, offensichtlich zum ersten Mal in der gesamten Universitätsgeschichte, auch feste Lehraufträge. Ähnlich hatte in Wien 1365 Erzherzog Rudolf das Allerheiligenkapitel bei St. Stephan gestiftet und bei der Neugründung 1384 entstand ein „Collegium ducale“. 1386 entstand, wieder aus einer fürstlichen Stiftung, an der Heidelberger Heiliggeistkirche für die neue Universität ein Collegium artistarum. Dagegen entwickelten sich aus der Pariser Sorbonne bis zum Kingscollege in Oxford eigene Lehrstätten, wo Lehrer und Schüler gemeinsam lebten und arbeiteten. Eben das unterschied im Laufe der Zeit immer deutlicher und bis heute die westlichen und die östlichen Institutionen in der europäischen Universitätslandschaft, und in diesem Fall bildet allerdings der Rhein die Grenze, nicht das alte Reich, wie es uns in der Gründungsgeschichte begegnete. Von Köln bis Krakau tritt uns, immer stärker gefestigt und in der Tradition in ganz Mitteleuropa weiter gepflegt bis heute, die Universität als geschlossene Lehrstätte, mit Kollegienhäusern für Magister als Grundstock des künftigen Ordinarienwesens entgegen, damals wie heute, wenn man moderne Veränderungen recht einzuordnen weiß. An den östlichen Hohen Schulen ist der Rektor das unbestrittene Haupt, im Westen drohte sein Amt zeitweise hinter den aktiven Kollegien zurückzutreten. Auch das gilt noch heute, namentlich in England.²³

Ein letzter und für die gegebenen Verhältnisse besonders interessanter Punkt unseres Vergleichs trifft die Universitätsnationen. Es handelt sich um das zeitgemäße, und, nebenbei, bis heute nicht überholte wenn auch nicht mehr geübte, Organisationsprinzip sämtlicher akademischer Bürger im mittleren und östlichen Europa, oder nur der Angehörigen der Artistenfakultät in Paris und Frankreich, Magister inbegriffen, oder nur der Studenten an den Rechtsuniversitäten Italiens. Man teilte nach nationes, und das bezeichnenderweise ohne jede Rücksicht auf die politische Herkunft, auch ohne Rücksicht auf etwa die Muttersprache. Denn an jeder Universität im Abendland sprach man bekanntlich lateinisch, nicht nur

²³ Der Unterschied im Kollegienwesen wurde schon in der älteren Literatur gelegentlich hervorgehoben, so bei RASHDALL (wie Anm. 1) S. 240, ehe Kavka mit Nachdruck darauf hinwies. Zum Problem auch: SEIBT (wie Anm. 19) und VETULANI (wie Anm. 2). Neuerdings fanden die drei ersten „mitteleuropäischen“ Kollegien eine genaue Untersuchung ihrer akademischen wie geistlichen Funktion: WOLFGANG E. WAGNER: *Universitätsstift und Collegium in Prag, Wien und Heidelberg. Eine vergleichende Untersuchung spätmittelalterlicher Stiftungen in Spannungsfeld von Herrschaft und Genossenschaft*. Berlin 1999.

im Hörsaal, sondern auch noch in den Gremien und, zumindest nach einem allgemein Wunsch, auch noch in der Mensa. Die Sprache war also nicht Kriterium, die Politik auch nicht, weil die Universitäten sozusagen ihr eigenes Reich bildeten mit seinen besonderen Provinzen. Es war die Himmelsrichtung. Das hat man schon lange erkannt und in Konstanz 1415 auch einmal als Gliederungsprinzip für die Konzilsversammlung benützt, waren doch die meisten Konzilsteilnehmer Akademiker. Man hielt sich an die Vierzahl, und wo das noch nach Vereinfachung rief, wie etwa in Padua, teilte man kurzerhand in *ultramontani* und *cismontani*, wo vielleicht schon ein selbstbewusster Akzent mitschwingt, „wir und die von jenseits der Berge“, großenteils Deutsche.

Die Nationenstruktur ist in der Universitätsgeschichte bis heute vernachlässigt. Noch Kluge hat ihre Zählebigkeit 1958 für eine bloße „Formtradition“ gehalten.²⁴ Universitätsnationen im alten Sinn gab es in Paris und in Bologna bis ins 18. Jahrhundert, in Leipzig gar bis ins 19. Jahrhundert, und in Wien bis 1849. Das allein hätte stutzig machen müssen. Man hat in der Nationengliederung, vor allem nach Prager Vorbild, das im Gegensatz zum Westen alle Fakultäten einschloss, Studenten wie Professoren, wiederholt einen Ansatz oder doch einen Rest studentischer Mitbestimmung sehen wollen. Das gilt wohl nur für die italienischen Rechtsschulen. Überall anderswo haben auch hier die Magister das Heft in der Hand, und ich meine, der Akzent liegt woanders. Er liegt eben gerade dort, wo Kollegien die Grundlage bilden für die künftige mitteleuropäische „Ordinarienuniversität“. Denn der Schlüssel für die Verteilung der allgemein begehrten Pfründenplätze ist eben die Nationengliederung in ihrer Vierzahl, da wo sie bestand. Und welcher Streit an welcher Universität wäre je heftiger gewesen, als ein Streit unter Professoren?

In Prag stritt man bald um die Pfründenplätze, und das eben im Rahmen der Nationengliederung. Wenn wir annehmen, dass die Prager Universität erst in den 1360er Jahren recht in Schwung kam, vorher vertreten von Ordensgeneralstudien in der Stadt²⁵, dann erwies sich sozusagen binnen einer Generation die dynamische Eigenart des neuen Prager Studiums: mit ausdrücklichem Rückgriff auf Böhmen gestiftet, denn Karl übergibt im Siegelbild die Gründungsurkunde an den Landesheiligen Wenzel, aber nach seiner Funktion eben doch eine Reichsuniversität, nannte Prag die Vierzahl seiner Nationen die Bayern, die Sachsen, die Polen und die Böhmen. Zu den Böhmen gehörten die Ungarn, und damit griff man in Prag buchstäblich in die schon bekannten vier Himmelsrichtungen. Aber man umschrieb auch mit diesen Nennungen geradewegs die deutsche Nachbarschaft an drei Seiten, weil man die Polen mit den Schlesiern verband, im Hinblick auf die Piastenherrzöge dort im 14. Jahrhundert wahrhaft nicht unberechtigt. Deutlicher wird diese Umschreibung in ihrer Besonderheit noch, wenn wir sie etwa mit den Pariser vier Nationen vergleichen: da werden die Studenten

²⁴ JOSEF KADLEC: *Řeholní generalní studia při Karlově universitě v době předhusitské* [Das Ordensgeneralstudium an der Karlsuniversität in vorhussitischer Zeit]. In: *Acta universitatis Carolinae HUC* 7, 2 (1966) S. 83–106; die neueste Übersicht bei KAVKA (wie Anm. 3).

²⁵ STELLING-MICHAUD (wie Anm. 1), S. 129.

aus der Île de France, aus der Pikardie und aus der Normandie genannt, also dreimal Franzosen, und als vierte Nation erst die Engländer, zu denen lange Zeit auch die Deutschen und die Skandinavier gehörten. Der Unterschied genügt. Man sieht die Prager Eigenart. 1384 bis 1386 stritt man darüber, 1409 kam es aus diesem Grund zum Eklat.

Dieser Eklat ist in der Universitätsgeschichte wie allgemein in der Historiographie immer wieder nationalpolitisch missverstanden worden. Dieses Missverständnis ist nicht völlig unberechtigt, aber es vernachlässigt die Eigenart der Prager Entwicklung. František Šmahel hat zuletzt sehr deutlich gezeigt, was denn diese Eigenart gewesen sei: Die Universität im Lande, ähnlich wie manche Neugründung aus der Gegenwart, zog die Landeskinder ungleich stärker an als die entfernten Studenten, und so wuchs die Mitgliedschaft der böhmischen Nation, der Ungarn und natürlich auch der im Lande lebenden Deutschen, eben Böhmen, weit über das vorgesehene Viertel bei der Pfründenverteilung, als es etwa eine Generation nach der ersten Promotion von 1358 eine Rolle spielte. So gab es bald eine unverhältnismäßig große Anzahl böhmischer Magister, die zu Pfründen drängten. Daher der erste Streit. Er wurde heftiger im Jahre 1409, und der Abzug der drei nichtböhmischen Nationen, der darauf folgte, und mit dem ich mich seit beinahe fünfzig Jahren immer wieder beschäftigt habe, darf keinesfalls als eine Einmaligkeit, Besonderheit, oder als „untypisch“ bezeichnet werden, wie Arno Borst noch 1971 glaubte.²⁶ König Wenzel IV. hat bekanntlich diesen Streit entschieden und damit einen der ersten Machtsprüche gegen die akademische Autonomie gefällt. Er kehrte das Vierstimmenverhältnis um. Drei Monate verhandelten die nichtböhmischen Nationen um einen Kompromiss und erwarteten ein neues Stimmenverhältnis 1:1. Damit gaben sie tatsächlich in einem wichtigen Punkt ihren böhmischen Widersachern nach, weil sie deren Argumentation folgten, dass die drei nichtböhmischen Nationen, die Polen, die Sachsen, die Bayern, in Wirklichkeit alle Deutsche seien.²⁷ In diesem Augenblick, in einer akademischen Diskussion also, vollzog sich auf Prager Boden der Übergang von der Universitäts- zur Sprachnation zumindest den Nichtböhmern gegenüber. Er hat sich in der allgemeinen Politik bekanntlich erst viel später durchgesetzt. Im Prager Fall blieb die königliche wie auch die akademische böhmische Seite offenbar hart, es blieb bei drei Stimmen für die böhmischen, und bei einer Stimme für die nichtböhmischen Nationen. Und so kam es zum Abzug von etwa 800 bis 1 000 Magistern und Studenten von Prag, hauptsächlich nach Leipzig, wie hinreichend bekannt ist. Weniger bekannt ist, dass es sich dabei um die zeitgemäße Form des akademischen Protestes handelt, dem zahlrei-

²⁶ BORST (wie Anm. 16).

²⁷ Dazu meine Analysen in FERDINAND SEIBT: *Hussitica. Zur Struktur einer Revolution*. Köln u. a. 1990, hier besonders 2. Kap. und in Fortführung der Argumentation FRANTIŠEK ŠMAHEL: *Idea národa v husitských Čechách* [Die Idee des Volkes im hussitischen Böhmen]. Praha 2000 (Edice historické myslení 11); zum Abzug der deutschen Studenten aus Prag, vgl. FERDINAND SEIBT: Jan Hus und der Abzug der deutschen Studenten aus Prag 1409. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 39, 1957, 63–80.